

Gotteskrise und Gottsuche in der modernen Literatur

Siegfried Schröder

Der „Tod Gottes“, den Friedrich Nietzsche um 1900 proklamiert hat, ist heute in breiten Kreisen der mittel- und westeuropäischen Bevölkerung ein nicht zu übersehendes Phänomen, das man als prinzipielles Desinteresse an der Gottesfrage apostrophieren kann. Der Glaube an Gott ist vielen Zeitgenossen sozusagen unter der Hand „abhanden“ gekommen, und sie empfinden das nicht einmal als Mangel. Nach Arnold Stadler¹ gibt es nur noch ein Tabu in dieser Gesellschaft: Gott. Und wer nach ihm fragt, muss sich ähnlichen Spott gefallen lassen, wie der „tolle Mensch“ in Nietzsches bekannter Parabel. So ist dann auch zwangsläufig unter den modernen Autoren das große Schweigen ausgebrochen. „Gott“ ist zur Leerstelle geworden, die man geflissentlich übersieht oder gar nicht erst zu füllen versucht - vielleicht weil zu viele Erfahrungen gegen einen barmherzigen Gott sprechen oder das Wort „Gott“ zu sehr missbraucht und geschändet worden ist, wie Heinrich Böll und Kurt Marti meinen.

Doch ist trotz aller Skepsis bei zahlreichen modernen Autoren ein Unterton nicht zu überhören: die Suche und die Sehnsucht nach dem verlorenen Gott.² So deutet Hans-Jürgen Baden Tendenzen im Werk Ingeborg Bachmanns als Gottsuche: „Die Widerfahrnis von Schuld, Vereinsamung, Liebesverlust führt zu dem Punkt, wo der Mensch zugrundegeht; in einer vereisten Welt stirbt er den Kältetod. Aber der Sterbende wird von der Vision der Liebe überwältigt, einer Liebe, die kein Mensch zu leisten vermag; er stammelt in die kalte Leere, die ihn zu verschlingen droht: „Erlöse mich!“³

Besonders ausgeprägt findet sich diese sehnsüchtige Bitte in dem Gedicht „Erklär mir, Liebe“⁴, in dem auf eine die Natur beherrschende Macht und jene den Menschen übersteigende Wirklichkeit hingedeutet wird, die Christen ‚Gott‘ nennen.

Erklär mir, Liebe

Dein Hut lüftet sich leis, grüßt, schwebt im Wind,
dein unbedeckter Kopf hat's Wolken angetan,
dein Herz hat anderswo zu tun,
dein Mund verleibt sich neue Sprachen ein,
das Zittergras im Land nimmt überhand,
Sternblumen bläst der Sommer an und aus,
von Flocken blind erhebst du dein Gesicht,
du lachst und weinst und gehst an dir zugrund,
was soll dir noch geschehen

Erklär mir, Liebe!

Der Pfau, in feierlichem Staunen, schlägt sein Rad,
die Taube stellt den Federkragen hoch,
vom Gurren überfüllt, dehnt sich die Luft,
der Entrich schreit, vom wilden Honig nimmt

das ganze Land, auch im gesetzten Park
hat jedes Beet ein goldner Staub umsäumt.

Der Fisch errötet, überholt den Schwarm,
und stürzt durch Grotten ins Korallenbett.
Zur Silbersandmusik tanzt scheu der Skorpion.
Der Käfer riecht die Herrlichste von weit;
hätt ich nur seinen Sinn, ich fühlte auch,
dass Flügel unter ihrem Panzer schimmern,
und nähm den Weg zum fernen Erdbeerstrauch!

Erklär mir, Liebe!

Wasser weiß zu reden,
die Welle nimmt die Welle an die Hand,
im Weinberg schwillt die Traube, springt und fällt.
So arglos tritt die Schnecke aus dem Haus.
Ein Stein weiß einen andern zu erweichen!

Erklär mir, Liebe, was ich nicht erklären kann:
Sollt ich die kurze, schauerliche Zeit
nur mit Gedanken Umgang haben und allein
nichts Liebes kennen und nichts Liebes tun?
Muss einer denken? Wird er nicht vermisst?

Du sagst: es zählt ein anderer Geist auf ihn ...
Erklär mir nichts. Ich seh den Salamander
durch jedes Feuer gehen.
Kein Schauer jagt ihn, und es schmerzt ihn nichts.

(Ingeborg Bachmann)

Wenn nach christlichem Verständnis Gott Liebe ist (1 Joh 4,16), dann liegt es nahe, die Bitte, in der die Liebe angeredet wird und die sich wie ein roter Faden durch das Gedicht zieht und zugleich den Titel darstellt, als Anrede an die ‚personifizierte‘ Liebe, die Liebe in Person, die Liebe schlechthin - Gott - zu verstehen. Wenn das Grundgesetz der Natur bzw. „Schöpfung“ Liebe ist, wie die ‚Liebesmetaphern‘ in Ingeborg Bachmanns Gedicht nahe legen, können sie als Hinweis auf den Glauben an einen liebenden Schöpfergott verstanden werden. Aber dieser Glaube ist erschüttert oder gar verloren gegangen, weil der Mensch inmitten einer von der ‚Liebe‘ beherrschten und durchwirkten Natur vor Einsamkeit vergeht und es ihm nicht gelingt, sich auf das Liebesspiel und Liebeswerben („dein unbedeckter Kopf hat's Wolken angetan“) einzulassen („dein Herz hat anderswo zu tun“). Zutiefst zerrissen („du lachst und weinst“), neue Sprachen lernend bleibt er sprach- und beziehungslos, aufschauend ist er blind, geht er unter in einer von Fruchtbarkeit und Erregung überbordenden Natur, geht er an sich selbst zugrunde, weil er eingesperrt und isoliert in seiner Gedankenwelt bleibt. Schlimmeres kann ihm nicht geschehen.

Die fragende Klage im zweitletzten Abschnitt des Gedichts ist gestimmt auf den Ton der Sehnsucht nach der Teilhabe an der alles durchwaltenden großen Liebe: „Sollt ich die kurze, schauerliche Zeit / nur mit Gedanken Umgang haben und allein / nichts Liebes kennen und nichts Liebes tun? / Muss einer denken? Wird er nicht vermisst?“ Dunkel bleibt die Zeile „Du sagst: es zählt ein anderer Geist auf ihn...“ Das mag bedeuten, dass der Mensch auf ‚Höheres‘, die Welt des Geistes oder des Geistigen, den Geist Gottes vielleicht rechnen darf. Aber diese Erklärung wird vom fragenden Ich mit dem Hinweis auf die schmerzlose Unbekümmertheit der außermenschlichen Natur zurückgewiesen („Ich seh den Salamander durch jedes Feuer gehen. Kein Schauer jagt ihn, und es schmerzt ihn nichts.“).

Das Gedicht legt den Gedanken nahe: Das Böse könnte überwunden werden, ‚paradiesische‘ Zustände und der große Schöpfungsfriede könnten eintreten, wenn die Liebe zwischen den Menschen gelänge. Von Gott ist nicht die Rede, aber er wird vermisst und gesucht, oder noch einmal - vorsichtiger: jene Macht, die Christen meinen, wenn sie von Gott sprechen. Dieser Gott deutet sich vielleicht an - aber er wird nicht gefunden. Doch die Sehnsucht ist unstillbar, weil das Verlangen nach einem sinnvollen Leben unstillbar ist. Und die Frage nach dem Sinn mündet zuletzt - wenn auch verschlüsselt - in die Frage nach Gott ein: „Manche literarische Zeugnisse unseres Jahrhunderts lassen sich wie Kryptogramme lesen, wie Geheimschriften. Es sind gut getarnte Fundgruben, Deckmäntel auch, unter denen sich manches verbirgt ‚Der Mensch in seiner Sehnsucht ist ein Gottesbeweis‘, hat Böll einmal gesagt. Wenn daher in literarischen Texten die Sehnsucht nach Ganzheit, nach Liebe, nach heiler Natur auftaucht, so meinen diese Texte unausgesprochen immer mehr. Sie verweisen auf etwas, das über diese Ziele hinausreicht. Sie greifen in die Transzendenz aus.“⁵

Antworten im Sinne des christlichen Dogmas und des Glaubensbekenntnisses sind nicht zu erwarten, wohl aber trifft der Leser in der Literatur am Ende des 20. Jahrhunderts auf die „Frage nach dem verborgenen Gott als die große Lücke alles (menschlichen) Erkennens, (...) die radikale Frage nach dem Grund des Menschseins“⁶.

Moderne Autoren praktizieren eine Selbstbescheidung, der sich auch Christen befleißigen, indem sie sich ihrem eigenen Angefochtensein im Glauben stellen und erkennen, dass die Rede von Gott nur dann verantwortet werden kann, wenn sie „eingebettet (ist) in das Gottsuchen der ganzen Menschheit, das Gottsuchen aller Menschen aller Zeiten. (...) Ohne diese radikale Ernstnahme der Gotteskompetenz aller Menschen ist auch der Glaubende nicht imstande, den Gott zu vernehmen, der sich selbst zur Sprache bringt. Denn worin bringt er sich denn anders zur Sprache als in der Konkretheit menschlicher Existenz in menschlicher Geschichte? (...) Gerade indem ich sie (die Gotteskompetenz) in ihrer unabschließbaren Vielfalt und ihrem Widerspruch wirklich vernehme, geht mir auf, dass Gott letztlich mit keinem menschlichen Wort zur Sprache gebracht werden kann, dass er der ist, den ich dort zu erahnen beginne, wo alle Sprache an ihr Ende gekommen und zum Schrei nach ihm geworden ist.“⁷ ■

Literatur/Verweise/Hinweise

- ¹ Arnold Stadler: „Tabus gibt es keine mehr, außer Gott.“ In: *Literaturen* 11/02. Berlin 2002, 24.
- ² Vgl. Magda Motte: „Auf der Suche nach dem verlorenen Gott“. Mainz 1996.
- ³ Hans-Jürgen Baden: „Der verschwiegene Gott“. München 1963, 46.
- ⁴ Ingeborg Bachmann: „Anrufung des Großen Bären“. München (1956) 1983, 38.
- ⁵ Beatrix Eichmann-Leutenegger: „Schweigen und Schreiben in ‚heiliger Unberechenbarkeit‘“. In: Theo Faulhaber, Bernhard Stillfried (Hg.): *Wenn Gott verloren geht. Die Zukunft des Glaubens in der säkularisierten Gesellschaft. / Quaestiones disputatae*, Bd. 174. Freiburg 1998, 274.
- ⁶ Wolfgang Frühwald: „Religion und Literatur am Ende des 20. Jahrhunderts“. In: Karl Lehmann, Hans Maier: (Hg.): *Autonomie und Verantwortung*. Regensburg 1995, 37.
- ⁷ Martha Zechmeister: „Gottes-Nacht“ - Erich Przywaras Weg negativer Theologie, Münster 1997, 19-20.

■ **Vorschau**

Die Ausgabe 1/2003 der Lupe greift das Thema „Humor in der Bibel“ auf.